Felix Keller

Die Revolution der Lesenden

Nachtrag zu einer verblassenden Utopie

In Christine Grond-Rigler & Felix Keller (Hrsg.),
Die Sichtbarkeit des Lesens. Variationen eines Dispositivs (S. 224-231).
Wien, Innsbruck: Studienverlag.

In einer Zeitung, die stolz auf ihr Alter und geistiges Erbe blickt, erschien jüngst im Feuilletonteil das Bild einer Leserin, gut sichtbar, auf der ersten Seite, eine Schwarzweiß-Fotografie. In deren Vordergrund rankt das Geäst eines kahlen Baumes, noch ohne Blätter aber mit ersten Blüten, durch den Baum hindurch blickt man auf die ganz in Weiß gekleidete Gestalt. Das Buch lässt sich nicht erkennen, es ist alleine die Haltung, das Gesicht, der konzentrierte, weltabgewandte Blick, der die Frau als Leserin erkennen lässt. Sie ist eingefügt in die Natur, eine selbstgenügsame Figur, die nicht einmal zu bemerken scheint, dass sie überhaupt fotografiert wird. Eingerahmt ist die Fotografie von einem Artikel „Gucklöcher ins Paradies", der ein Buch über Gärten rezensiert und einer „Abschweifung", die den Titel trägt: „Mächtige Philosophie". Die Fotografie ist mit einem Satz beschriftet, dem es an Schwere nicht mangelt: „Eine Lesende im Central Park – dürfen wir uns das Paradies auf Erden nicht so vorstellen?" Der scheinbar isolierte Mensch, nur in die Welt der Symbole versunken, die er selbst zum Leben erweckt, darum herum lediglich Natur, gerahmt mit Wörtern wie „Paradies" und „Philosophie" – mag hier jemand von der Krise einer ganzen Kultur sprechen, von ungeheuren Transformationen, die Bestehendes zersetzen und Neues noch nicht erkennen lassen?



FEUILLETON

Neue Zürcher Zeitung

Mächtige Philosophie

Gucklöcher ins Paradies

Abb. 1: „Eine Lesende im Zentralpark – dürfen wir uns so das Paradies vorstellen?"

Leonard McCombe lautet der Name des Fotografen, der das Bild geschossen hatte, und es lohnt sich, der Spur dieses Namens zu folgen, um die Produktion einer Utopie, wie sie in der angegebenen Feuilletonseite erscheint, etwas genauer zu betrachten. Es ist wenig über den Fotografen bekannt, obwohl er zweifellos die Fotografie-Geschichte geprägt hat. Zunächst britischer Kriegsfotograf, siedelte er 1946 in die Staaten über und begann für „Life" zu fotografieren. Er prägte das Stilmittel der Fotoreportage entscheidend, mehrfach preisgekrönt, und er kreierte einige der fotografischen Ikonen des letzten Jahrhunderts. Eine davon prangte das erste Mal 1949 auf dem Titelbild von „Life". Die Fotografie kündigte die Reportage über eine aussterbende Welt an: jene der Cowboys im amerikanischen Westen. Ihr Leben, ihr Land war durch die Industrialisierung der Landwirtschaft bedroht. Die Fotografie zeigte ein Gesicht mit ernstem Blick in die Ferne, ein schlecht rasierter Männerkopf mit einer Zigarette, einem Hut, einem Halstuch. Das Bild inspirierte den Werbemanager eines legendären amerikanischen Konzerns. Von einer verschwindenden Welt berichtend, kündigte das Bild alsbald ein neues *american icon* an: Der Cowboy wirbt nun für eine Zigarette, die ursprünglich als Damenmarke konzipiert war: Marlboro. Der Marlboro-Man war geboren. McCombes Life-Bilder prägen sich ein, weil sie nicht so sehr auf individuelle Gestalten fokussieren, sondern den amerikanischen Alltag stilisierten. So auch seine Fotografie der lesenden Frau. Die abgeschlossene Welt des Lesens in einem eigenen Universum, eine Wirklichkeitsblase inmitten der Großstadt erscheint als Bild einer Praktik des Eigenen, die die Autonomie des Individuums von der umgebenden Gesellschaft suggeriert, hierin in verblüffender struktureller Ähnlichkeit zum Marlboro-Man, der sich in der imaginär gewordenen Prärie seine Zigarette anzündet und seine Freiheit genießt. Wer immer im Paradies das Buch geschrieben hat, es ist bereits da als Text der Welt. Die Lesende ist hier eine reine Idee, eine Hoffnung, eine Utopie. Die Ähnlichkeit zum Marlboro-Mann erweist sich als frappant: wie dieser die Idee der individuellen Freiheit der Cowboys angesichts des Verschwindens ihrer Welt zeigt und dadurch zur Ikone gerät, signalisiert hier die Lesende eine Utopie angesichts einer sich verändernden Welt, die gerade dem Lesen die Grundlage zu entziehen scheint.

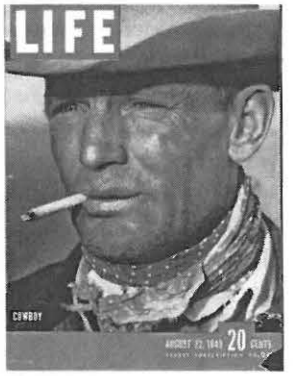


Abb. 2: McCombes Cowboy: Geburt eines American Icon

Freilich, die Figur des Lesenden neigt dazu, sich mit utopischen Vorstellungen aufzuladen. Nicht zuletzt seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, so in den Werken Roland Barthes' und Michel de Certeaus, wurde der Leser unversehens zum Hoffnungsträger einer anderen kulturellen Welt stilisiert. Freilich überwiegt in der historischen Diskussion über Lesende die Thematisierung sozialer und medienimmanenter Probleme oder mit anderen Worten gesagt: das gute Lesen zum Erhalt der Kultur bildet das Objekt einer sehr alten Fürsorge. Sehr heilige Texte durften schlicht keine sterblichen Leser finden, Lesen blieb lange nur repetieren, auswendig lernen (Goody), konsequenterweise erscheint die Lektüre breiter Massen als wahrgenommene Bedrohung: Es zeigt sich, so Schenda in seiner klassischen Untersuchung „Volk ohne Buch", entlang der sich aufklärenden Gesellschaft ein „Problem des Lesens" (Schenda), es stellte sich die Frage einer adäquaten „Volksbildung", die gleichermaßen Analphabetismus und Lesesucht hin zu einer „gute Lektüre" führt. Mit Unwillen wird betrachtet, dass die „Bürgerstocher, die man lieber in der Küche sähe, ihren Goethe oder Schiller im Hausflur liest" (Martino u. Stützel-Prüsener 46). Die Lesefähigkeit, der gute Gebrauch des Buches, wird als Problem der zu umsorgenden Bildung der breiten Bevölkerung aufgefasst, der Heimholung kulturell Fremder in das utopische Reich der guten Kultur.

Diese soziale Frage des Lesens wurde noch potenziert über den technischen Erfolg des Mediums selbst: es stellte sich die Befürchtung ein, dass die Logik der Schrift und des Buches selbst die Differenzen produziert, die durch die sorgsame Bildung behoben werden sollen, nicht so sehr im Sinne eines Vehikels der sozialen Unterscheidung durch den guten Geschmack, sondern ganz inhärent in der Tatsache der Verbreitung der Schrift und der Lektüre. Die „typographische Logik", so Marshall McLuhan, kreierte auch den Außenseiter, den entfremdeten Menschen, den ‚typographic man', der sich auf irrationale Weise seine symbolische Welt zusammenschustert. Wenn immer mehr publiziert wird, mehr noch, wenn über die Generationen hinweg sich immer mehr Schrifttum anhäuft, damit immer mehr Wissen dargeboten wird, individualisiert sich der Bestand des Gelesenen immer mehr, selbst wenn die Leser die „richtige Lektüre" erlernt haben. Wenn alle lesen können, wird unklar, was ein einzelner weiß, und die Spaltung zwischen den Individuen erhöht sich, anstatt sich zu mindern (Goody u. Watt 90).

Die Argumente zeigen sich verblüffend früh, und sie ähneln sich seit der Aufklärung bis in die Gegenwart. In dem wohl ersten Roman, der eine ideale Gesellschaft nicht auf einer fernen Insel sondern als Zukunft der eigenen Gesellschaft imaginierte – es handelt sich um Louis-Sébastien Merciers „Das Jahr 2440. Ein Traum aller Träume" – wird dieses Problem der überhand nehmenden Produktion bereits thematisch und in einer utopischen Welt aufgehoben. Der Erzähler, wie Mercier ein Citoyen des vorrevolutionären Frankreichs, erwacht im Paris des Jahres 2440. Die Bastille ist verschwunden, Prostitution ebenfalls, Armeen gibt es nicht mehr. Die Stadt, Sinnbild verwirklichter Aufklärung, bleibt nachts hell erleuchtet. Die königliche Bibliothek verwundert den Zeitreisenden ebenso wie andere Errungenschaften: „Anstelle der vier unermesslichen Säle, die Tausende von Bänden einschlossen, entdeckte ich nichts als ein kleines Kabinett, in dem mehrere Bücher standen, an Zahl und Stärke jedoch alles andere als umfangreich" (Mercier 112). Mit anderen Worten, in den 700 verflossenen Jahren sind Bücher immer noch das dominante Medium des Wissens und nicht durch andere Technologien ersetzt, aber bedeutsamer: der Umfang des verschrifteten Wissens hat sich nicht erweitert sondern ist im Gegenteil maßgeblich geschrumpft. Zu umfangreiches Schrifttum verwirrt den Geist, fragmentiert die Verständigungsmöglichkeiten. Es sei zu viel geschrieben worden ohne nachzudenken, ist zu lesen. Alle jene Autoren seien geopfert worden, die ihre Gedanken unter einem ungeheuren Haufen von Worten begraben hätten. Die Wissenschaften drehten sich in einem Irrgarten aus Büchern nur noch im Kreis. Originelle Ideen verlören sich in einem Schwall der Wiederholung des Immergleichen. Die überflüssigen Werke wurden zu einem riesigen Turm zusammengetragen, einem Turm von Babylon aus Büchern und verbrannt. Der Rest wurde auf die Essenz zusammengekürzt, kompiliert, so erzählt Mercier als Autor umfangreicher und zahlloser Bücher. Was in dieser fiktiven Welt nun wieder möglich wurde, so die Utopie, war die konzentrierte, sich lohnende Lektüre. Der Leser erschien entlastet, und die Konzentration auf einen gemeinsamen Bestand von Wissen wiederum möglich.

Diese anders geartete Sorge um den Leser und um die symbolische Integration einer Gesellschaft, nämlich dass zu viel Geschriebenes produziert werde, zieht sich bis in die Gegenwart durch. So sieht etwa der Philosoph Hermann Lübbe die exorbitant steigende Produktion von (wissenschaftlicher) Literatur als mitursächlich für ein zunehmendes Gefühl eines sich verkürzenden Aufenthalts in der Gegenwart (Lübbe 2000). In Zeiten, in denen alle zwanzig Jahre sich die Bibliotheksbestände verdoppeln und die Halbwertszeit der wissenschaftlichen Literatur beständig steigt, kommt, wie ehedem bei Mercier, dem Archiv und dem Entsorgen eine herausragende Bedeutung zu, um überhaupt die Lektüre zu retten und den Leser vor Desorientierung zu wahren (Lübbe 1988). Das Begehren nach der Schaffung der idealen Lesesituation und damit des idealen Lesers scheint selbst also ironischerweise merkwürdig unabhängig von der effektiv vorhandenen Menge an Schrifttum zu bleiben. Selbst das Internet und seine Selektionsmöglichkeiten bieten hier keine Abhilfe, vielmehr, so Jürgen Habermas, drohen sich die Kommunikation, Lektüre und Schreiben heillos zu fragmentieren, so dass ein Fokus auf die relevanten Dinge des Staates verhindert bleibt (Habermas 2006). Auch hier äußert sich, unschwer zu erkennen, die Sorge um ein mögliches Integrationsproblem der überfordernden Lektüre angesichts eines gefährdenden Überhangs an produzierten Texten. Freilich, was in diesen Texten, von Mercier bis in die Gegenwart, artikuliert wird, ist das Bild des Lesenden als ein zu umsorgendes, schätzenswertes Wesen, das entweder gefährdet oder aber durch Überforderung durch die Textmengen die gesellschaftsstiftende Kraft der guten Lektüre nicht mehr wahrnehmen kann. Er soll geschützt werden in

seinem paradiesischen Lesegarten durch eine disziplinierte Autorschaft und kontrollierte Textproduktion.

Angesichts einer Vorstellung vom idealen Lesen, das von Sorge getragen ist, erscheint der Bruch in den sechziger Jahren, von Seiten der Literaturwissenschaft wie der Philosophie mehr als bemerkenswert, als eine eigentliche Revolution des Lesers: nun tritt der Leser aus der Abhängigkeit der symbolischen Ordnung und einer dem Autor nachgelagerten Instanz heraus. Mehr noch: als utopische Figur soll er die kulturelle Ordnung erretten, vielleicht sogar revolutionieren. Exemplarisch lässt sich dieser Bruch anhand des Wandels der Perspektiven in den Schriften Roland Barthes' zeigen. In seiner Arbeit „Am Nullpunkt der Literatur", in der sich Barthes noch ganz dem Autor und seiner Schreibweise widmete, erkannte er das Verschwinden einer „unmittelbar gesellschaftlichen Sprache": mit der sozialen zersplittert die symbolische Ordnung. Die Erreichbarkeit der Gesellschaft (des Publikums) über eine gemeinsame Sprache wird zur unlösbaren Paradoxie. Das Konstrukt der Autorschaft scheitert daran: entweder der Autor ergibt sich den Konventionen der Form, verschwindet dadurch aber als Autor, oder aber er experimentiert mit den Formen, tritt so als Kreator hervor, verfügt dann aber nur noch über eine „glänzende jedoch tote Sprache" (Barthes 1985, 99).

Die Folge davon, in einem 1968 publizierten Text ausgerufen, ist der legendäre „Tod des Autors" (Barthes 2000). Diese Fiktion der modernen Figur des Autors, entstanden mit dem Glauben an das Individuum im späten Mittelalter, historisiert Barthes radikal. Die Instanz, die alle Textproduktion, so Barthes, lange Zeit unterworfen hat, indem alles Sprechen, alle Texte auf einen Urheber zurückgeführt wurden, trete nun zurück. Texte begreift er nicht mehr über einen Erzeugungsakt, sondern sie sind, so ein neues Paradigma der Literaturwissenschaften einläutend, vornehmlich „Gewebe von Zitaten aus unzähligen Stätten der Kultur" (Barthes 2000, 190). Es gibt nunmehr kein „hinter" dem Text mehr, die Autorenperson, die Geschichte, die Gesellschaft, es gibt nur noch die Performanz der Sprache und des Sprechakts selbst, ein sich stetig ereignendes Sprachsystem selbst. Aber wenn damit das ganze System von Autorschaft, Dechiffrierung und Kritik zusammenbricht, was bleibt denn als Wirklichkeit der Texte selbst? Die Frage nach dem Ursprung, der schaffenden Stimme bleibt obsolet, sie sind nicht der wahre Ort der Schrift, so Barthes, der wahre Ort der Schrift ist: *die Lektüre*.

Nur der Lesende ist es, der die Vielfältigkeit der Symbole zu ihrer spezifischen Wirklichkeit zu verhelfen vermag. Der Leser wird dahingehend zu einer gegentheologischen, revolutionären Kraft, in der die Schrift selbst, eine unendliche Geschichte des Sprechens und der Bedeutungsstiftung vereinend, zu sich, in ihrer stets vorhandenen Vieldeutigkeit kommen kann, in der die Vieldeutigkeit der Schrift sich realisiert. Die Agonie des Autors, die er im Nullpunkt der Literatur erkannt hat, spiegelt er nun über die Postulierung eines revolutionären Ortes des Lesers, lädt ihn mit Imaginationen der Errettung der kulturellen Wirklichkeit auf: „Der Leser ist der Raum, indem sich alle Zitate, aus denen sich eine Schrift zusammensetzt, einschreiben, ohne dass ein einziges verloren ginge" (Barthes 2000, 192). Die Autorschaft als zu vernachlässigende Fiktion entlarvt, lässt einer utopischen Figur des Lesers Raum oder in Barthes Worten „Die Geburt des Lesers ist zu bezahlen mit dem Tod des *Autors*", so schließt Barthes. Der Bruch zur vorhergehenden Auffassung könnte nicht deutlicher sein: Die Fürsorge um den Leser, seine mögliche Überforderung oder Verderbnis, ist vollends obsolet, denn er bildet unversehens die alleinige lebende Wirklichkeit der an sich toten, wenn auch glänzenden Schrift.

Michel de Certeaus Diskussion des Lesers in seiner Kunst des Handelns zielt zunächst in dieselbe Richtung, bevor er das Konstrukt des Lesens schlicht anders zu begreifen beginnt. Auch de Certeau wendet sich gegen diesen oben genannten Glauben oder diese Ideologie, der kulturelle Bestand einer Gesellschaft könne über die Sorge um eine gute Lektüre von Texten gesichert werden, weil letztlich Öffentlichkeit mit mehr oder weniger Widerstand durch die (verbale und ikonische) Schrift geformt wird. Lesen bedeute gemäß dieser Auffassung lediglich, „den Text des Anderen zu rezipieren, ohne ihm einen eigenen Stempel aufzudrücken, ohne ihn neu zu gestalten" (de Certeau 299). In diesem Glauben, von einem eigentlichen „Schriftimperialismus" gespeist, geistert die Vorstellung eines immensen Dispositivs aus Schule, Kirche und Staat, eine umfassende Lehrer-Schülermaschine, welche die kulturelle Ordnung erhält, meistert. Diese Gleichsetzung von Lesen und Passivität sei falsch, so de Certeau wie schon Barthes. Gleichsam im Zentrum sieht de Certeau sich etwas anderes durchsetzen, das die Idee obsolet werden lässt: der agile Leser wird zur maßgeblichen Instanz der Kultur, sagt er, aber auch: „Lesen heißt wildern". Für ihn ist Lesen eine kunstvolle Handlungsform im Dickicht der Texte, ein Suchen und Erstellen von Pfaden, die Neues erschafft. Ähnlich wie das Gehen in der Stadt eine eigene Schrift oder Spur generiert, so streift der Leser durch den Textraum. Die Lesenden wandern wie Reisende in fremden Gefilden durch den Text, bewegen sich im Gelände von Anderen, wildern wie Nomaden in Gebieten, die sie nicht geschrieben haben, rauben Heiligtümer und setzen sie nach eigenem Gutdünken zu einer Ordnung zusammen. Freilich, der Leser fängt mit dem Gewilderten auch etwas an: Der Leser sei ein „Produzent von Gärten", der Robinson einer zu entdeckenden Insel, er habe keinen festen Boden unter den Füssen und schwanke an einem „Nicht-Ort zwischen dem, was er erfindet, und dem, was ihn verändert" (de Certeau 306). Ausgehend von der Auffassung des Lesers als Instanz der Realisierung von Texten, als Fleisch der Textwirklichkeit, wie Barthes postulierte, erscheinen nun, unschwer zu erkennen, wieder utopische Orte, und als Utopie gilt hier, dass die Welt der Texte, der symbolischen Ordnung nicht total sei, sondern gleichsam jenen Stoff bilde, aus dem sich erst die Welten, die Gärten bauen ließen. Der Kreis zur eingangs gezeigten Fotografie der Leserin im Central Park schließt sich.

Doch de Certeau hatte aber auch eine andere „Geburt" des Lesers postuliert, eine Utopie, die weitergedacht den Leser selbst von seinem Bild befreit: im

Sinne eines Befreiens von der körperlich-sichtbaren Anordnung des Lesens, die den Lesenden in eine Ordnung einspannt, in Ordnung und Rhythmus des Buches. Dieser Prozess einer „Virtualisierung" des Lesens setzt ein mit der Loslösung von der körperlichen Anordnung des Vorlesens, führt über zum individuellen, aber immer noch körper- und buchgebundenen lauten Lesen, endet im stillen Überfliegen des Textes, bei dem Lesen, von Außen gesehen, nur noch eine minimale „Gebärde des Auges" darstellt: ein stetig wandernder Blick, der sich flugs von einem Text loslösen kann, zu einem anderen schwenkt oder sich etwas Anderem zuwendet, die Tätigkeit der Hände frei spielen lässt. Die Unsicherheit, ob da jemand gerade liest, ist für de Certeau kennzeichnend für diese Transformation. De Certeaus Utopie des Lesens ist letztlich ein Ikonoklasmus, der die Bilder, die Sichtbarkeit des Lesens als eine bestimmte Anordnung, eine zutiefst körperliche Anordnung zerstört. Die Dyade Buch und Leser wird zur Bastelei (bricolage): ein Neuarrangement, einer Montage von Materialien, die gewiss auch erkennbar, auf eine andere Weise sichtbar wird. Dieses Lesen kann kein Objekt des Umsorgens mehr sein, es entflieht der Festlegung, dem Begriff des Lesens selbst. Überfliegen, auslassen, sich an einer Textstelle festbeißen, respektlos kürzen, neu zusammenstellen, anstreichen, cut & paste, pastiche, vollkritzeln, Seiten herausreißen, durchstreichen, falsch zitieren, zweckentfremden, mit völlig anderem kombinieren, eine fortwährende dérive im Text- und Medienraum: es formiert sich kein Lesen mehr (im Sinne eines ‚Lesens im Zeitalter des Internet') sondern es entstünden Tätigkeiten, die textuelle Trümmerfelder hinterlassen. Der Leser nähme nicht das Erbe des Autors ein, sondern es würde Arbeit sichtbar an der Schrift. Wäre das nun wieder eine Utopie oder doch eher ein Alptraum? War es aber nicht gerade diese respektlose Radikalität, die Mercier in seiner Utopie postuliert hat, die den Leser nicht in die Ordnung des Produzierten drängt, festhält, sondern ihn von dessen normativer Last befreit und so seine Rolle obsolet werden lässt (es gibt in seinem Roman keine Autoren und Leser, sondern nur eine Akademie)? Oder wären dann alle Instanzen des Dispositivs zusammengeworfen zu etwas, das vielleicht viel präziser bezeichnet würde als Arbeit am Code der Welt; ein Gesichtspunkt, der „Autor", „Leser" als vielleicht notwendige aber ephemere Bilder im Gefolge einer technischen Erfindung, des Buchs, erkennen ließe, das sich zusehends historisiert. Diese Arbeit am Code ginge stets weiter, auch woanders – freilich, nicht die Bilder, die Metaphern fehlen noch.

Abbildungen

Abb. 1: Leonard McCombe/Time Life Pictures. Aus: „Gucklöcher ins Paradies. Robert Harrisons inspirierendes Buch über Gärten", NZZ, Nr. 159, 13. Juli 2010, S. 41.
Abb. 2: Leonard McCombe, Life, 22. August, 1949, Titelbild.

Literatur

Barthes, Roland: Am Nullpunkt der Literatur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1985.
Barthes, Roland: Der Tod des Autors. In: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko (Hg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart: Reclam 2000, S. 185–193.
De Certeau, Michel: Kunst des Handelns. Berlin: Merve 1988.
Goody, Jack: Einleitung. In: ders. (Hg.). Literalität in traditionalen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981, S. 7–44.
Goody, Jack u. Watt, Ian: Konsequenzen der Literalität. In: Jack Goody (Hg.): Literalität in traditionalen Gesellschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981, S. 45–104.
Habermas, Jürgen: Political Communication in Media Society: Does Democracy Still Enjoy an Epistemic Dimension? The Impact of Normative Theory on Empirical Research. Communication Theory 16 2006, S. 411–426.
Lübbe, Hermann: Der verkürzte Aufenthalt in der Gegenwart. Wandlungen des Geschichtsverständnisses. In: Peter Kemper (Hg.): ‚Postmoderne' oder Der Kampf um die Zukunft. Frankfurt a. M.: Fischer 1988, S. 145–164.
Lübbe, Hermann: Schrumpft die Gegenwart? über die veränderte Gegenwart von Zukunft und Vergangenheit. Luzern: Hans Erni-Stiftung 2000.
Martino, Alberto u. Stützel-Prüsener, Marlies: Publikumsschichten, Lesegesellschaften und Leihbibliotheken. In: Horst Albert Glaser (Hg.): Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Bd 5 (Zwischen Revolution und Restauration: Klassik, Romantik, 1786–1815). Reinbek: Rowohlt 1980, S. 45–57.
Mercier, Louis-Sébastien: Das Jahr 2440. Ein Traum aller Träume. Deutsch von Christian Felix Weiße. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982 (1772).
Schenda, Rudolf: Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe, 1770–1910. München: dtv 1977.